



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Aus Frankfurt a. M.

Beleuchtung und Erleuchtung. — Neue Vorstädte. — Erinnerung an Abersera. — Der Logenstreit. — Ronge. — Der Rötner Dom und das Pariser Opernhaus. — Das Theater und Göthe. — Ebbe im Virtuositenthum. — Literarische Salons. — Das Städel'sche Kunstinstitut.

Wir gehen im gewohnten Gleise gemächlich und langsam den Verbesserungen entgegen. Wir lassen zwar viele Städte uns weit überflügeln mit rascher Einführung des Wünschenswerthen, aber zuletzt kommen wir doch immer nach — sei es auch nur gehinkt. — So leidet die Stadt seit Jahren mit Bewußtsein an einer wirklich unerlaubt schlechten Beleuchtung, — die Laternen der Zeit können mit ihren glimmenden Dochten höchstens einen den Leuchthürmen ähnlichen Dienst verrichten, indem man nach ihnen seinen Gang regelt, von einer Erleuchtung ist längst keine Rede mehr; — auch hatte man seit Jahren versuchsweise einige Gaslaternen angebracht und sich von der herrlichen Wirkung dieses Lichtes überzeugt — aber erst im Laufe dieses Jahres wurden die mannichfachen Gegenwirkungen überwunden, so daß eine Uebereinkunft mit einer englischen Gesellschaft abgeschlossen werden konnte, wodurch wir nach Verlauf eines Jahres uns einer besseren Erleuchtung erfreuen können.

Neulich geht es mit der Ausdehnung der Stadt außerhalb der Thore. Schon seit mehreren Decennien fing man an, längs der Promenaden und weiter hinaus in's Feld, die niedlichsten Landhäuser zu bauen. Aber, wie natürlich, jeder baute nach seiner Phantasie. Erst vor Kurzem aber, nachdem diese Gebäude anfangen, sich in der vollkommensten Unordnung zu drängen, dachte man daran, einen Plan zu entwerfen zur Regulirung dieser Bauten, aber die Anordnung ist da und ein Jahrhundert kann vergehen, bis die Ordnung für die entferntesten Vorstädte wieder einigermaßen hergestellt sein wird. Neue

Thore, besonders eins nach dem Taunuseisenbahnhof, sind nöthig; aber man zaudert und zaudert, bis einige Unglücksfälle die Sache unabweislich gemacht haben werden. — Ueberhaupt erinnert gar Vieles hier an das weltberühmte Abdera. Ich denke stets an den prächtigen Brunnen jener guten Leute, dem nach seiner Vollendung Nichts als das Wasser fehlte, wenn ich in die mit herrlich architektonischem Schwünge ausgeführte St. Paulskirche trete, die für den protestantischen Gottesdienst bestimmt ist. Die schönste Symmetrie, die prachtvollste Wölbung, eine mächtige, klangvolle Orgel — Nichts fehlt, als daß man den Prediger verstehen könne; dies ist aber rein unmöglich durch den tausendfachen Widerhall in dem hohen Gewölbe. Läßt sich aber hier und da eine Stimme hören, die zu Versuchen auffordert, diesem Uebelstande ein Ende zu machen, so spricht man von den unerforschlichen Kosten einiger hundert Gulden — und Alles bleibt beim Alten. — Nichts desto weniger verschönert die Stadt sich mehr und mehr, — die Mainbrücke erhielt ihren Kaiser Karl — der Alleeplatz seinen Göthe; der Quai am Mainufer machte den vielen Klagen endlich ein Ende und die Börse mit ihrem doppelten Styl erhob sich in der Nähe des Römers, wo sich die Kaiserbilder zur Ausschmückung des früheren Krönungsaales mehr und mehr versammeln, der Thurm der Nicolaikirche wurde in entsprechendem Style ausgebaut, und Gleiches denkt man mit den berühmten Pfarrthürmen vorzunehmen.

Findet jedoch von Seiten der oberen Behörden eine gewisse gutmüthige Behäbigkeit, die sich nicht überellen will, statt, so beginnt dafür in den mittleren Ständen ein kräftigerer Geist sich zu zeigen. — Schon in den unruhigen dreißiger Jahren hatte eine Petition für Pressfreiheit lebhaften Anklang gefunden und eine große Zahl Unterschriften erhalten, hatte aber, bei der damals eingetretenen Reaction, den Unterzeichnern mancherlei Verlegenheiten bereitet. Jetzt ist es der Kirchenvorstand, welcher, da er einen entschiedenen Einfluß auf die Pfarrwahlen und sonstige kirchliche Angelegenheiten erlangt hat (Sachen, die früher von dem Consistorium und dem Senate mit unbeschränkter Vollmacht versehen wurden), die Gemüther in Bewegung setzt. — Bei einer neulichen Erneuerung stimmte die Bürgerschaft in Masse und das Resultat war der Sieg der freier denkenden Partei. Ueberhaupt wendet man den kirchlichen Interessen auch hier mehr und mehr seine Aufmerksamkeit zu, wovon der bekannte Logenstreit ein schlagendes Beispiel gibt. Die neueren Resultate desselben sind vielleicht noch Wenigen bekannt. Im Anfange schien es, als ob es sich von der einen Seite um die Aufnahme der Israeliten in diese, am hiesigen Orte ihrer Constitution nach christlichen Institute, von der anderen Seite um die Einführung des kirchlich-dogmatischen Lehrbegriffs der protestantischen Kirche pietistischer Richtung in derselben

handle; und jetzt läugnen beide Theile diese Unterstellungen — von der Aufnahme der Israeliten ist keine Rede mehr — aber trotz der Protestationen der Logen zu Mainz und Darmstadt bleibt die des Pietismus und Schottenthums beschuldigte Loge Karl ausgeschlossen, welchem Großlogenbeschlüsse sich in neuerer Zeit sogar eine hiesige, früher schwankende Loge angeschlossen haben soll, die jetzt die Vermittlung zwischen den mit dem Ausschlusse bedrohten Logen der genannten Städte und der Mutterloge zu Frankfurt übernehmen wolle.

So hätten denn die Pietisten hier abermals eine Niederlage erlitten, Niederlagen, die um so schmerzlicher sind, als der Streit nur dazu gebietet hat, die früher mehr gleichgiltigen freien Denker der Gegenpartei als kräftige Stützen zuzugesellen, wodurch noch unter den Nationalisten das kirchliche und religiöse Interesse sich mehr und mehr hebt.

Sie sehen, daß auch die Frankfurter nicht unberührt bleiben von den Fragen der Zeit. Daher werden Sie sich denken können, daß Ronge's Sendschreiben auch hier nicht unberücksichtigt blieb. Es muß jedoch wohl bemerkt werden, daß die confessionelle Frage hierbei durchaus nicht in Betracht kommt. Die Freude über die kühne, kräftige Sprache des katholischen Priesters war nicht deshalb so allgemein, weil die Protestanten darin eine dem Katholicismus beigebrachte Wunde erblickt hätten; sondern die Freunde des Lichts freuten sich der Fortschritte der guten Sache, — ja es gab Protestanten genug, die es tadelten, daß Ronge die Reformatoren erwähnt habe in seinem Schreiben — sie erheben in ihm nicht den Protestanten, sondern den Nationalisten, der sich dem unwürdigen Geistesdrucke entzieht, sie sehen in ihm ein Vorbild auch für Protestanten, das Joch der Geistesknechtschaft abzustreifen und fortzuschreiten auf der Bahn protestantischer Freiheit. — Kein Wunder war es übrigens, daß eifrige Anhänger der Hierarchie dem Eindrücke entgegenzuarbeiten versuchten. Die Widerlegung des berühmten Briefes, die als Beilage der Aischaffenburger Zeitung erschienen war, wurde in Tausenden von Exemplaren gratis vertheilt, ohne jedoch die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Alles ist für Ronge und seinen Feuertreuer.

Das Interesse am Ausbau des Kölner Doms, welches hier nie sehr groß war, hat in letzterer Zeit gänzlich nachgelassen, ja es haben sich bei mehreren Gelegenheiten Stimmen dagegen erhoben, seitdem man erkannt hat, daß die Absicht der Erreger jenes künstlichen Enthusiasmus keineswegs die früher vorgeschobene: ein Denkmal deutscher Einheit gegen fremden Einfluß zu errichten: sondern vielmehr die ist, in Köln ein prächtiges St. Peter, einen hierarchischen Mittelpunkt gegen den Protestantismus aufzustellen. Das erhellt für uns, die wir dieser Stadt durch Eisenbahnen und Dampfschiffe jetzt so nahe sind, vornehmlich aus dem Umstande, daß die ungeheueren Summen, die

zum Theil durch protestantische Vereine und den König von Preußen beigetragen sind, vor Allem zu der Bemalung und Vergoldung, überhaupt zur Ausschmückung des Chores jener Kirche, also so verwendet worden sind, daß in fünfzig bis hundert Jahren eine Erneuerung nöthig sein wird, während der eigentliche Ausbau nur höchst langsam vorwärts schreitet. Abgesehen von diesem Abweichen von dem ursprünglichen Zwecke, ist es selbst in künstlerischer Hinsicht eine große Frage, ob durch diese Vergoldungen und Bemalungen, mögen diese im ursprünglichen Plane gelegen haben oder nicht, wirklich Etwas für die Kunst gethan worden sei?

Bei einem neulichen Besuche des Hochamtes hörte ich zwei Franzosen vor mir darüber streiten, ob das Pariser Opernhaus in Beziehungen auf Verzierungen vorzuziehen sei oder nicht. In der That passen alle diese Engel auf Goldgrund, diese Säulen mit vergoldeten Kapitälern, diese azublauen Streifen und Einfassungen mehr zu einem, die Erregung der Sinne bezweckenden Institut, als zu einem Tempel, der in seiner früheren Einfachheit einen tieferen und dauernderen Eindruck machte, als jetzt mit aller Pracht und allem Glitter.

Doch wir kommen von Frankfurt ab; bleiben wir bei der Kunst. Das Theater scheidet hier fort. Von einem guten Schauspiel haben wir hier jede Idee verloren. Die Darstellung von Göthe's Götz von Berlichingen, am Vorabend der Enthüllung des Denkmals, war so schlecht, daß eine witzige Zunge geäußert haben soll, Göthe's Statue habe früher dem Theater zugewendet gestanden, bei der Aufführung seines Götz aber habe sich der Meister in Abscheu umgewendet. Wirklich kehrt das Standbild dem nahen Theater den Rücken. — Die Oper ist noch immer belebt, doch besitzen wir außer Fräulein Capitain, die durch die Wahrheit ihrer Auffassung und das Gefühl ihres Vortrags, durch die Begeisterung für ihre Kunst alle Herzen fesselt und hinreißt, außer dieser Sängerin mit ihrer sanften und vielleicht nur zu zarten Stimme besitzen wir nichts Ausgezeichnetes. — Vor einigen Tagen erfreute uns Pischke, unser früherer Baritonist, der jetzt in Stuttgart angestellt ist, durch einige Gastdarstellungen und erhielt ungemessenen Beifall.

Es scheint indessen, als ob der Strom der Musikliebhaberei anfangen wolle, zurückzutreten, um anderen Kunstströmungen Platz zu machen. Zwar hat er das früher mehr literarischen Zwecken bestimmte Museum noch immer in seiner Gewalt, wo nur mit Mühe einige Declamationen und ernstere literarische Vorträge zwischen den Symphonien, Duvertüren und Liedern angehört werden, — aber den öffentlichen Anstalten setzen sich mit Glück Privatversammlungen entgegen, in denen das literarische Interesse gewahrt wird. So spricht man viel von Lesabenden bei Frau B., die unter der Leitung eines Gukow und bei der Mitwirkung mehrerer Literaten hiesiger Stadt erfreu-

liche Resultate liefern sollen, indem hier ausgewählte Stücke der älteren und neueren Literatur auf angemessene Weise zur Anschauung gebracht werden. — Einen anderen Beleg zu unserer obigen Aussage bilden die Abnahme und der schlechte Besuch der Virtuosenconcerte. Es ist billig, daß der wahren Musik der gebührende Cultus erwiesen wird, aber erfreulich ist es auf der anderen Seite, daß man den Tassen- und Saitentänzern weniger nachläßt und sich dem Ernsteren in jeder Beziehung zu nähern sucht. — Das besuchteste Concert in diesem Jahre war das vor einigen Wochen vom Lieberfranze zum Vortheile der unglücklichen Bewohner von Felsberg veranstaltete; die Einnahme des Abends und die dadurch angeregten Beiträge beliefen sich auf mehr als dreitausend Gulden. — Das Städel'sche Kunstinstitut, um noch Etwas von der Malerei zu sagen, hat durch den Ankauf einiger bedeutenden Gemälde älterer und neuerer Zeit auch einen schönen Aufschwung erhalten und schreitet ruhig vorwärts. Einen ausführlichen Bericht behalten wir einem nächsten Briefe vor.

Leo Utt.

## II.

### A u s W i e n .

#### I.

Die Listfeier und die Censur. — Revue der Journale. — Bäuerle, Wirthauer, Frank, Straube. — Ungarische Industriewuth. — Die Römische verboten. — Sue und die Jesuiten.

Die Listfeier \*) wird ohne Zweifel hier einen bedeutungsvollen Nachhall finden, denn hat man auch in Dr. List blos den Götzen des Materialismus fetiren lassen wollen, die erwachten Geister bemächtigen sich in jetzigen Tagen des Erlaubten nur darum, um dann das Unerlaubte zu pflegen. Wahrhaft niederschlagend aber sind für jedes patriotische Herz die tausendfachen Hindernisse, die man der Mittheilung der festlichen Vorkommnisse in den Journalen in den Weg legte. Von allen hiesigen Blättern unterzogen sich einzig die im Geiste einer strebungsvollen Gesinnung redigirten „Sonntagsblätter“ dem mühevollen Amte, dem größeren Publicum Kunde zu geben von dem, was im Kreise weniger Beachtenswerthen gesprochen worden. Doch soll, wie man hört, dieses kühne Unternehmen auf die größten Schwierigkeiten gestoßen sein, indem der Censor den Artikel als ungeeignet für die Publicität ausstrich (!) und selbst die Polizeihofstelle, an welche sofort der Rekurs ergriffen ward, die Sache nicht erledigen konnte, so daß der unschuldige Aufsatz den Weg in die Staatskanzlei einschlagen mußte und dort von dem Staatskanzler in Person censirt

\*) Siehe Grenzboten Nr. 2: „Ein Zweckessen in Wien.“

wurde. Außer einigen politischen Andeutungen wurde auch der Inhalt des Bauernfeld'schen Gedichtes gestrichen, das Uebrige aber freigegeben. Wenn Sie den friedlichen Bericht in dem erwähnten Blatte selber lesen, werden Sie gewiß lächeln müssen über die Wichtigkeitsmiene, mit welcher die Behörden die harmlose Mittheilung behandelten, die gleichsam von Regimentern und geladenen Kanonen eskortirt, eine ängstliche Wanderung durch die ganze Wiener Bureaokratie machen mußte, um endlich von ein Paar tausend Menschen gelesen und — vergessen zu werden.

Da ich schon einmal von den Journalen rede, so werden Sie mir wohl erlauben, dieselben am Schlusse des Jahres zu passieren zu lassen, um die Verwandlungen, welche diese oder jene erlitten haben, zu erwähnen, und etliche Personalnotizen einzuflechten, welche für die Schicksale dieser Blätter von Einfluß und nachhaltiger Wirkung sein möchten.

Die Theaterzeitung, die schon früher einen Ballast von colorirten Bilderbeilagen gebracht, tritt nun vollends in die Klasse der illustrierten Zeitungen und will in den Text eingedruckte Holzschnitte bringen, ohne den Preis zu erhöhen. Diesen allerdings kostspieligen Entschluß hat die rasche Verbreitung der illustrierten Zeitung in Leipzig in den österreichischen Ländern zur Reife gebracht, indem der Theaterzeitung im letzten Semester des Jahres 1844 nicht weniger als achthundert Abonnenten untreu geworden sind, und um den daraus entstehenden Ausfall von sechzehntausend fl. zu decken, hat Herr Bäuerle sich beeilt, dem herrschenden Geschmack seines Publicums zu schmeicheln und gleichfalls Illustrationen zu bringen. Die Xylographien des Probeblattes haben indeß im Vergleich zu jenen der illustrierten Zeitung nur wenig Beifall gefunden, weshalb wir dem Herausgeber rathen möchten, die artistische Seite seines Blattes, nachdem er dieselbe einmal eingeführt, mit vollem Ernst und dem Aufgebot aller Mittel zu pflegen. Herr Bäuerle hat eben jetzt sich in der öffentlichen Achtung wieder aufgefischt, da er von dem Kaiser als Belohnung für seinen Eifer im Dienste der Armuth die große goldene Civilehrenmedaille erhalten. Der von ihm der Regierung ausgewiesene Betrag der in Folge seiner Aufforderungen an das Publicum und als Erlös einiger von ihm verfaßten Schriften zu wohlthätigen Zwecken eingeflossenen Geldsummen übersteigt eine Million hunderttausend Gulden Conv. Münze, was eben so sehr für die Beharrlichkeit des Sammlers, als die unerschöpfliche Herzengüte des Volkes Zeugniß ablegt. Bäuerle hat darum auch in seiner Dankrede an den Bürgermeister, bei der solennen Uebergabe des Ehrenzeichens, darauf hingewiesen und gesagt, er betrachte sich blos als das Banner der Wohlthätigkeit, nicht als den Wohlthäter selbst, denn dieser sei die gesammte Nation; wenn nun aber tapfere Regimentern, deren einzelne Soldaten nicht füglich aus-

gezeichnet werden können, als gemeinsamen Lohn einen Orden für die Fahne erhalten, so glaube auch er, diese Medaille bloß in dem Gefühle tragen zu dürfen, daß sie eigentlich allen mildherzigen Bewohnern Oesterreichs verliehen worden sei. — Man darf indeß nicht vergessen, welchen Vorschub die von Herrn Bäuerle veranstalteten Sammlungen für Wasserbeschädigte oder Feuerverunglückte seinem eigenen Blatte geleistet haben, denn gewiß verdankt dasselbe einen großen Theil seiner Verbreitung (Auflage viertausend) diesen Werken der Wohlthätigkeit. Jedermann, der, zumal in entlegenern Ortschaften, etwas beigesteuert, will die Bestätigung in der Theaterzeitung lesen, zumal auch gelegentlich seinen werthen Namen gedruckt finden und ist auf solche Weise genöthigt, sich das Journal zu halten. Auch haben viele Ortsgemeinden pränumerirt, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Redacteur sich dagegen verbindlich mache, im Fall eines Brandes, Hagelschadens u. dgl. für sie zu sammeln; die Leute betrachten die Pränumeration als eine Art Versicherungsprämie, und ich war selbst Ohrenzeuge, wie ein Pfarrer in einem Dorfe Ober-Oesterreichs der Gemeinde von der Kanzel herab die Pränumeration der Theaterzeitung als Schutzmittel gegen Feuers- und Wassergefahr recht eindringlich empfahl. Gewiß, eine seltsame Buchhändleranzeige!

Der Humorist bleibt der alte, bloß wird derselbe fortan wöchentlich eine Nummer mehr bringen, den „Bazar für Industrie, Handel und Gewerbe,“ der bereits eine Beschreibung der eben im Bau begriffenen Industriehalle für die künftige Gewerbsproduktenausstellung sammt Zeichnung lieferte, was als sehr zeitgemäß angesehen werden muß. Die Wiener Zeitschrift ist in fremde Hände übergegangen, da Witthauer nach Dresden zieht und das Journal um sechstausend fl. Dr. Ritter Frank, dem früheren Director des Pesther deutschen Theaters, abgetreten hat. — Frank beabsichtigt, das etwas verrostete Unternehmen zu verjüngen und zu erfrischen, wozu es ihm weder an Einsicht, noch Mitteln gebricht. Herr Straube, der seit zwanzig Jahren bei der Redaction des Blattes theilhaftig war, wird fernerrhin jeder Mitwirkung entsagen und tritt auf Kosten des Staates eine größere Reise durch die Provinzen an, um in den Landesarchiven nach historischen Documenten zu forschen, welche das Aera bei manchen geltend zu machenden Ansprüchen juridisch unterstützen sollen. Zugleich hat Dr. Frank das Format zum Quart vergrößert. Soviel von der hiesigen Journalistik, die in dem neuen Jahre weder eine Vermehrung noch Verminderung erleidet; in Prag legt sich „Ost und West“ ein Beiblatt zur Kalobotik zu, mit dem es sich auch sein eignes Leben verschöneren will, und zu Pesth erscheint eine magyarische Zeitschrift für Industrie, Handel und Gewerbe, wie denn jetzt überhaupt in Ungarn eine wahre Industriezucht grassirt, und die materiellen Interessen das Stichwort des Tages sind. Die Regierung, welche diese Rich-

tung selbst provozirte, um die geistigen Kämpfe des Prinzips zu beseitigen, fängt jetzt selbst an zu fürchten, einen Mißgriff begangen zu haben, indem die gewerblichen und commerziellen Verhältnisse Ungarns, sobald solche sich emanzipiren, ohne die Steuerfrage entsprechend zu gestalten, nothwendig eine Geldkrisis in den deutschen Ländern erzeugen müssen, da diese seither gewohnt waren, die Mittel zu ihren hohen Steuerfägen aus dem benachbarten Ungarn zu bekommen. Hört einmal das Verhältniß auf, so fällt unser ganzes Finanz- und Steuersystem in die Brüche.

Von auswärtigen, hier zugelassenen Zeitungen ist vom beginnenden Jahr an die kölnische Zeitung verboten worden, die häufig sehr scharfe Artikel über Oesterreich mittheilte, in denen sie namentlich gegen den Finanzpräsidenten ankämpfte. Ihr Verfasser ist der Regierung wohlbekannt, allein unangreifbar; es ist ein Cavalier der großherzoglich mecklenburgischen Gesandtschaft, der nicht einmal die Post zu seinen Sendungen benötigte, sondern diese durch den alle vierzehn Tage nach Schwerin abgehenden Courier bewerkstelligte. Die Frankfurter Oberpostamtszeitung bleibt als zahmes Blatt ohne alle Farbe nach wie vor freundlichst willkommen, nur ihre schwaghafte Tante, das Conversationsblatt, das so viel von den Jesuiten zu erzählen weiß, muß vor den schwarzgelben Schranken Halt machen. Wir brauchen keine Jesuitengeschichten, wir wissen deren selbst genug, keine fremden, sondern vaterländische und zeitgenössische der schönsten Sorte. Wir rathen Herrn Sue in Paris, so bald als möglich einen Abstecher nach Oesterreich zu machen, da kann er Studien machen zum Frommen seines Ewigen Juden, der jedenfalls besser ausgefallen wäre, wenn sein Verfasser sechs Wochen in Linz, Tarnow oder Innsbruck gelebt hätte.

## 2.

Ein deutscher Krieger. — Bauernfeld und die Theaterzensur. — Fräulein Marra. — Palm und Grillparzer.

Die in diesen Tagen erfolgte Aufführung von Bauernfeld's deutschem Krieger im Hofburgtheater hat in den dramatischen Annalen der Hauptstadt Epoche gemacht. Auch in Betreff unserer Bühnencensur bildet die Novität, wenn man anders gestimmt ist, diesen Fall als bindende Norm für die Praxis der ganzen Zukunft zu betrachten, einen ganz bedeutungsvollen Abschnitt, der uns dem deutschen Geistesleben gewiß näher rückt, als ein Anschluß Böhmens an den Zollverein. Zwei Richtungen sind es zumal, in denen der Dichter, der wie bekannt, selbst Staatsbeamter ist, für die Ideen der Zeit gegen den historischen Puder rüstig ankämpft, gegen die Bureaokratie und gegen die deutsche Zersplitterung. Wer wollte läugnen, daß gerade diese beiden Punkte die Wunden sind, aus denen Deutschland seit Jahr-

hundertern blutet und sich endlich verbluten muß, wenn der Gott des Zufalls nicht Ereignisse heraufführt, die den Wünschen des träumerischen Michels günstiger sind, als alle bisherigen. Der Particularismus der Fürsten und Volksstämme hat das deutsche Reich begraben, hat den einst klangvollen deutschen Namen zum Gespött der fremden Nationen gemacht und die deutsche Bureaukratie hat die Volkskraft im Innern geknebelt und den stolzen Eichenwald des Germanismus in gar zierlich gestuzte Laubgänge und flache Rasenplätze verwandelt, auf dem sich der grüne Rathstisch recht stattlich ausnehmen mag. In eben dem Maße, als die Registraturen angeschwollen, hat das Volksleben abgenommen und die graue Theorie ist dem Baum des Lebens über den Kopf gewachsen. — Bauernfeld nimmt kein Blatt vor den Mund und die einzige nothwendige Concession, die er den Verhältnissen gemacht, besteht darin, daß er die Handlung in's siebzehnte Jahrhundert, am Schluß des schmachvollen dreißigjährigen Krieges verlegt hat. Allein der Geist, der aus dem Drama lodert, ist der des neunzehnten Jahrhunderts und der Churfürst von Sachsen und der Parteigänger Göge sind für den, der das Verständniß der Gegenwart im Herzen trägt, doch nichts Anderes, als die Personification des deutschen Geistes und des deutschen Patriotismus, den man nicht brauchen kann, und welchen man aus Verlegenheit, was damit anfangen, auf die Festung und in Zukunft auf die Galeere schicken muß. Ja, diesem ehrlichen Schwärmer, der selbst im Felblager noch Idealist bleibt, fehlt zum Demagogen der zwanziger Jahre eben nur der deutsche Rock, der ausgelegte Halskragen und der Bundestag.

Das Stück ist ein Potpourri von Ideen und Anklängen, wie sie eben jetzt in der Zeitatmosphäre umherflirren, und wer Neues, noch nicht Dagewesenes, Unausgesprochenes verlangt, der möchte sich freilich gewaltig täuschen. Was an dem Stücke neu, das ist die Möglichkeit seiner Darstellung und wenn auch Alles, was es enthält, schon dagewesen, so ist es doch noch nicht auf unseren Bühnen gewesen. Zeitungen und Geschichtsbücher haben das hier Gebotene schon oft ausgesprochen, aber der Schauspieler noch nie und wer weiß nicht, wie unermesslich verschieden die Wirkung eines Gedankens, eines Schlagwortes sich gestaltet, ob wir ihn im einsamen Zimmer, im Schlafrock und Pantoffeln gesagt finden, oder von der Tribüne der Bretter her vernehmen, wo wir in den Zügen von Tausenden im Augenblick den Eindruck lesen können, den das zündende Wort in der Seele der Versammelten erweckt. Wenn man gerecht gewesen wäre, würde man auch den Censor, nicht bloß den Verfasser gerufen haben. Diesem aber gebührt die Anerkennung einer Gesinnung, wie sie leider unter unseren Literaten noch zu selten gefunden wird. Kräftigen Naturen, festen Charakteren gegenüber behauptet die Behörde eine gewisse Rücksicht und ihre Strenge trifft nur jene, die sie verachten muß.

An dem der Aufführung des deutschen Kriegers folgenden Tage erschien in der Wohnung des Herrn Bauernfeld ein Beamter, welcher ihn um Herausgabe des Manuscripts ersuchte, um einige Stellen nachträglich zu streichen, an welchen sich der Censor anfänglich nicht gestoßen hatte und welche erst bei der Darstellung selbst durch das Benehmen des Publicums Relief bekamen. Darauf erklärte aber der Dichter, daß er sich niemals dazu verstehen werde; das Manuscript hat einmal die Billigung der Theaterzensur erhalten, sagte Bauernfeld, und ich dulde keine späteren Verstümmelungen. Hält man das Stück für gefährlich, glaubt man einen Mißgriff begangen zu haben, so mache man ihn dadurch gut, daß man das Stück verbietet. Verbot oder ungeschmälerter Darstellung verlange ich für mein Drama. — Da ein Verbot üble Sensation gemacht haben würde, die die Behörde nicht auf sich nehmen wollte, so gab man nach wie vor das Stück und die Sache war abgethan.

Im Hofoperatheater machte Fräulein von Marra als Königin der Nacht in Mozart's Zauberflöte, die Staudigl als Benesice wählte, vollständig Fiasco. Sie wollte nämlich denen, welche ihre Befähigung für den deutschen Styl bezweifeln, den Beweis liefern, daß sie auch hierin mit Frau Hasselt-Barth in die Schranken treten könne, und übernahm von dieser den schwierigen Part der Königin der Nacht, während letztere die Pamina sang. Da die Marra noch nie in einer deutschen Oper aufgetreten war, so sah das Kunstpublicum der ganzen Stadt diesem Abende mit Spannung entgegen und es gab nicht Wenige, welche eine Beschämung ihrer älteren Rivalin, die in dieser Art wirklich ausgezeichnet ist, erwarteten. Das Schicksal verfügte anders und Marra mißfiel. Sie hatte dazu noch die Zuversicht gehabt, den Part nach den ursprünglichen Noten zu singen, was ganz unmöglich sein dürfte, weil Mozart diesen Part vollkommen der Individualität seiner Schwägerin, der Madame Hofer, angepaßt, die eben Nichts weiter, als eine ungewöhnlich hohe Stimmelage besaß und blos damit glänzen konnte. Zudem ist die Stimmung des ganzen Orchesters seit sechzig Jahren um einen ganzen Ton gestiegen, weshalb man auch beim Einstudiren älterer Musikwerke stets die entsprechende Transponirung vornehmen muß, indem sonst Vieles gar nicht mehr gesungen werden könnte. Fräulein Marra leistet als Bravoursängerin so Vortreffliches, daß sie die abgegangene Luser bald vollkommen ersetzen wird und damit sollte sie zufrieden sein und sich in keine Wettkämpfe einlassen, in welchen sie nothwendig unterliegen muß, und zu denen sie mehr von Eitelkeit, als Beruf geleitet wird.

Der unter dem Namen Halm bekannte Baron Münch-Bellinghausen, bisher Regierungsrath bei dem hiesigen Gubernium, ist an die Stelle des verstorbenen Slavisten Kopitar zum Hofrath und Bibliothekar bei der k. k. Hofbibliothek mit fünftausend Gulden Gehalt

befördert worden. Von jetzt an wird Halm, der bisher unentgeltlich dem Staate gedient, seine Besoldung beziehen. Grillparzer, der schon beim Tode des Hofraths Mosel um diesen Posten gebeten, ist in Folge seines zurückhaltenden Betragens (?) auch diesmal mit seiner Bewerbung durchgefallen. Er zählt jetzt achtundfünfzig Jahre (Halm siebenunddreißig) und dreißig Dienstjahre; seine Anstellung als Director des Hofkammerarchivs trägt achtzehnhundert Gulden Gehalt und so eben wird für das Papierchaos dieses Amtes in der Stadt ein neues Gebäude aufgeführt, das, nach einem Plane des Hofbauraths Sprenger gebaut, seiner Bestimmung völlig entspricht. Grillparzer hat in den letzten Jahren eine entschieden menschenfeindliche Stellung eingenommen; obwohl in seinem Herzen keine Spur jenes Menschenhasses zu finden ist, den sein Verhalten zu verrathen scheint. Wer zu stolz ist, um der Meinung nachzujagen und die Menge über sich selbst aufzuklären, der thut ganz wohl daran, wenn er sich in den Mantel seines Bewußtseins hüllt und in einen Winkel der Gegenwart gelehnt, ruhig auf die Nachwelt wartet. Freilich kann er dann auch nicht von dieser verschmähten Gegenwart jene warme und brausende Theilnahme hoffen, die ihm eigentlich gebührt und um welche ihn einzig seine Einsamkeit gebracht hat.

— Von der Freieung. —

### III.

#### Aus Berlin.

Localverein und Centralverein. — Kollmann gegen Vos. — Püttmann. — Jenny Lind. — Klein's Zenobia. — Tartüffe.

Ein Gespräch des Tages und ein Gegenstand mannichfacher Interessen ist der hier sich bildende Localverein. Die Bedeutung des Centralvereins, in dem die aristokratischen Elemente vorherrschend sind, scheint für die Zukunft sehr zusammenzuschmelzen und immer kleiner zu werden, je freier die Localvereine sich entwickeln. Vielleicht gehen auch von dieser Besorgniß die Hemmnisse aus, mit denen der Centralverein die Localvereine zu beschränken sucht. Der Centralverein sollte bedenken, daß auch darin ein Verdienst liegt, und kein geringes, den Anstoß gegeben zu haben, daß er aber dieses große Verdienst, welches ihm nicht abgesprochen werden darf, geradewegs wieder aufhebt, indem er durch das System der Bevormundung die jungen Keime erdrückt, welche sich frei und selbständig entwickeln wollen. In so weiter Ferne uns auch die praktische Bedeutung dieser Vereine zu liegen scheint, so wichtig sind doch die theoretischen Folgen derselben und aus der Theorie folgt einmal wieder die Praxis. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß man außerhalb Preußens an dieser großen Bewegung keinen Antheil nimmt und daß selbst Preußen ganze Provinzen aufzuweisen hat, z. B. Schlessien, wo man bis jetzt ganz theilnahmlos

für diese Bewegung geblieben ist. Hätte Schlessien keine Armuth? — Die Aufstände der unglücklichen Weber reden blutig zu uns von der schlessischen Armuth. Oder glaubt man vielleicht in Schlessien, daß es unmöglich sei, durch die Constitution und Wirksamkeit der Localvereine auch nur ein Palliativmittel für den Pauperismus zu finden? Man sollte bedenken, daß durch die Organisirung dieser Localvereine ein Institut in's Leben gerufen wird, wie es ganz einzig in seiner Art in dem preussischen Staate, diesem Beamtenstaate, dasteht, daß durch sie dem Volke eine Art von Selfgouvernement in seinen wichtigsten Angelegenheiten gestattet wird, und daß es thöricht, ja feige genannt werden müßte, wollte man eine Gelegenheit nicht benutzen, die unabsehbare Folgen herbeizuführen vermag. Weshalb man sich in nichtpreussischen Theilen Deutschlands diesen Bestrebungen nicht anschließt, begreifen wir eher.

Wahrlich, von den kürzlich erschienenen Gedichten Karl Beck's kann man mit Recht sagen: *habent sua fata libelli*. Proceß vor und nach dem Erscheinen derselben. Der Redacteur dieser Blätter, welcher diesem Falle in seiner Leipziger Skizze Berücksichtigung schenkte, glaubt, daß der Proceß von einer sächsischen Behörde geführt werden müsse, wir müssen dem widersprechen, da der Verklagte, die Vossische Buchhandlung, preussischer Unterthan ist und der Proceß also nothwendig vor ein preussisches Forum gezogen werden muß. Uebrigens, wie wir unterrichtet sind, meinen wir jedenfalls, das Recht sei auf der Seite Beck's und seines Verlegers. Kurz, ehe Beck Leipzig verließ und in seine Heimath zurückkehrte, ward zwischen ihm und dem Buchhändler Bösenberg ein Contract abgeschlossen, worauf Beck sich verpflichtete, im Laufe eines Jahres eine neue Ausgabe der „Nächte,“ der „stillen Lieder“ und „des fahrenden Poeten“ in einem Bande im Bösenbergschen Verlage erscheinen zu lassen, für eine neue Auflage des „Zanko“ und des „Saul“ wurde keine bestimmte Frist des Erscheinens festgesetzt. Beck hielt den Contract pünktlich, indem er das Manuscript der umgearbeiteten und zusammengezogenen „Nächte,“ „stillen Lieder“ und des „fahrenden Poeten,“ vermehrt um ein neues Gedicht „Aus Oesterreich,“ zur rechten Zeit an seinen Verleger absendete. Bösenberg's Verlag und so auch das Beck'sche Manuscript ging indeß in andere Hände über. Beck erkundigte sich nach dem Schicksal seiner Poesien, an deren Herausgabe ihm um so mehr gelegen sein mußte, je mehr er Fehler und Schwächen der ersten Ausgabe erkannt hatte, aber er erfuhr Nichts, die Zeit, wo sie contractlich erscheinen sollten, ging weit vorüber, sie erschienen nicht. Der Contract war also von Seiten des Besitzers gebrochen, auf den nicht bloß die Rechte, sondern auch die Pflichten des zwischen Beck und Bösenberg abgeschlossenen Contractes übergegangen sein mußten. Wer diesen Punkt richtig erwägt, kann nicht an der Entscheidung des Proceßes zwei-

fein; nicht den Janko, nicht den Saul, für deren Erscheinen keine bestimmte Zeit festgestellt war, eben nur die „Nächte,“ die „stillen Lieder“ und den „fahrenden Poeten,“ die im Laufe eines Jahres contractlich erscheinen sollten, aber nicht erschienen waren, übergab Beck nun einem andern Verlage, der Vossischen Buchhandlung in Berlin. Die Vossische Buchhandlung übernahm den Verlag der Gedichte, nachdem sie Alles wohlervogen und alle Proceffe vorausgesehen hatte, die kommen konnten und kommen würden. Ueberdies verdient es noch eine besondere Frage, ob, bei dem besonderen Charakter des literarischen Eigenthums, es gestattet sein kann, daß das Manuscript eines Schriftstellers, ohne sein Wissen und ohne seinen Willen, einem andern Buchhändler verkauft werden darf. Der neue Eigenthümer hätte durch ein solches sehr zweifelhaftes Recht nicht blos Gewalt über das Manuscript, als eine Sache betrachtet, sondern er wäre dadurch auch gleicher Zeit zum Herren und Tyrannen aller geistigen Functionen des Schriftstellers geworden; angenommen, ein Buchhändler wäre der Erbfeind eines Schriftstellers, so könnte er diesen durch Ankauf seiner Manuscripte wider dessen Willen vollkommen zum Sklaven machen. Er könnte sie jahrelang liegen lassen, ehe sie erschienen, er brauchte sie gar nicht erscheinen zu lassen, wenn er, wie im vorliegenden Falle, nur die Rechte, und nicht auch die Pflichten des Contractes an sich bekommen hätte, er ließe sie erscheinen, nachdem die Ansichten des Schriftstellers, unter deren Bedingung er sie schrieb, sich ganz geändert hätten, und er durch das Erscheinen eines solchen Buches nicht nur nicht erfreut, sondern sogar tief gekränkt werden könnte. Zudem wissen wir, daß nicht einmal ein selbständiger Buchhändler, sondern nur ein Commis ein Besitzer des Beck'schen Manuscriptes gewesen ist; dieser mag sich nun freilich in neuester Zeit auf irgend eine Art und Weise mit dem Herrn Kollmann geeinigt haben, da der Letztere selbst in diesem interessanten Proceffe gegen die Vossische Buchhandlung in Berlin als Kläger auftritt.

Die Entfernung Püttmann's von der Feuilletonredaction der Kölnischen Zeitung und seine schnelle Uebersiedlung nach Belgien hat in hiesigen literarischen Kreisen viel Redens gemacht. Die Herausgabe des „deutschen Bürgerbuches,“ welches interessante Artikel von Heß, Heinzen, Grün, Wolff u. a. bringt, scheint von Einfluß auf diese Vorgänge gewesen zu sein. Als der Besitzer der Kölnischen Zeitung, Herr Dumont Schauberg, sich im vorigen Sommer in Berlin aufhielt, äußerte er schon mehrere Male Bedenkllichkeiten über die neuere Richtung Püttmann's, allein auf ein so schnelles Ausscheiden desselben ist man hier doch keineswegs gefaßt gewesen. — Wie man sagt, hat die große Oper in Paris große Lust, uns Jenny Lind zu entführen; eine Pariser Privatmittheilung in der Vossischen Zeitung spricht davon, in Erwägung mancher Umstände

aber könnte eine solche Pariser Privatmittheilung auch wohl gut auf einen Berliner Ursprung zurückgeführt werden. — Von Dr. Klein wird nächstens ein neues Trauerspiel „Zenobia“ zur Aufführung kommen; von einer Annahme des neuesten Gukow'schen Wertes, dessen große Erfolge sehr für dasselbe sprechen, von einer Aufführung des „Urbild des Tartüffe“ ist bis jetzt noch keine Rede gewesen. — β.

## IV.

## Das Urbild des Tartüffe, von Gukow.

Luftspiel — Posse — historische Anekdoten — historische Tableaux — Satyre — man nenne das Stück wie man will, man sei vertrießlich, daß man es nicht in die vorgeschriebenen uraltsbestimmten Fächer rangiren kann; man sage, das Stück fange erst im dritten Akte an und ende in dem vierten, kurz man sage, was man will, der Pedant ärgere sich wie M<sup>r</sup>. Chapelle der Akademiker; es wird doch jeder zugestehen müssen: Ich habe mich bei diesem Urbild des Tartüffe köstlich unterhalten; es ist ein sehr glücklicher Wurf; jeder dieser zusammenhangslosen Akte ist an sich ein kleines allerliebtestes Lustspielchen und in jeder dieser Scenen kommt doch ein Wort, ein Gedanke vor, der wie eine Lanze in die Rippen unserer Zeit fährt. — Das Ganze ist ein geistreiches Feuerwerk. — Unaufhörlich, bald hier, bald dort, springen und pläzen die Raketen; die eine zündet, die andere leuchtet, die dritte brennt sich tief ein, die vierte entwickelt sich zum höhnischen Gesichthaus eines Satyrs.

Es ist viel Verbißtheit in dem Stücke. — Gukow hat nie aufgehört, Journalist zu sein; jetzt, da er kein Journal mehr schreibt, ruft er von der Bühne dem Volke seinen Ingrimm zu, kritisiert, polemisiert er, ist er witzig und geistreich auf den Brettern. — Jede Person dieses Stückes kommt Einem wie irgend ein Bestandtheil eines Journalles vor; Molière: leitender, aufrichtiger Artikel — Lamoignon: satyrischer Aufsatz — Minister, Leibarzt, Akademiker: Polemik gegen verschiedene Stände — Louis XIV. und Armand: moderne Novelle — Mathieu: humoristischer Artikel — Mabelaine: liebliche und pikante Notiz ic. Das Ganze ist ein Journal für Politik, Literatur, Theater und gefelliges Leben, redigirt von Gukow, dessen Charakter das Journal trägt, dessen Sympathien und Antipathien es offen ausspricht. — Darum darf man Gukow z. B. die Polemik im vierten Akte gegen Theaterjammer, Publicum, Verbot neuer Stücke, gegen den Neid der Dramatiker und gegen die Kritik nicht so übel nehmen, um so weniger, da die Polemik Moliere in den Mund gelegt ist, dem sie gar wohl ansteht. In einem Journal ist Alles erlaubt; die bitterste Polemik im Hauptaufsatz wird ja durch die darauf fol-

gende anmuthige Novelle gutgemacht. — Man verzeiht es Gutzkow gerne, wenn bald diese, bald jene Person aus ihrer Rolle oder aus der Handlung des Stückes heraustritt, um etwas Geistreiches zu thun, oder zu sprechen, man übersieht gerne manche Gewaltthatigkeit, denn man weiß, sie bezweckt irgend eine sinnreiche und unterhaltende Uebersetzung. — So stellt sich dieses willkürlich componirte, bunte, formlose „Urbild des Tartüffe“ nicht als eine harmonische Komödie, nicht als ein ästhetisches, theatralisches Kunstwerk dar, und wir wissen ihm keine andere Bezeichnung zu vindiciren, als die der zeitgemäßen, ungebundenen Satyre, der Gutzkow nur die Kokokomasker umthat.

Das Haus war bei der dritten, wie bei der ersten Vorstellung überfüllt, so daß auch das Orchester den Zuschauern eingeräumt werden mußte.

M. G. — n.

## V.

### Notizen.

Siehne gegen die Schweiz. — Die Dame mit dem Totenkopf. — Französische Minister und deutsche Poeten. — Ein Wunder.

— Alles hat sich gegen die arme Schweiz verschworen. Seit ihre Gegenwart so elend, will man auch den Nimbus von ihrer Vergangenheit nehmen. Den Teil hat die Kritik schon aus der Geschichte hinausgeworfen; jetzt soll auch Arnold Winkelried als Mythos erklärt werden. Siehne hat in einem Aufsatz: „Die Schweiz und die Schweizer“, aus welchem die Augsburger Allgemeine Bruchstücke anführt, mit scharfer Feder nachgewiesen, daß die schweizerische Nationalität eine hohle Phrase, daß die schweizerische Republik nur ein Aggregat, kein Organismus, daß ihre Verfassung unhaltbar, ihr Freiheits- und Einheitsstreben ein Widerspruch sei, indem sich die alteidgenössische Freiheit mit der Centralisation des neueren Liberalismus nicht vereinigen lasse; endlich daß die Schweiz ihren Bestand von jeher nur dem Reid der Mächte verdankt habe, wie jetzt die Türkei. Unter Anderm wird auch die Schlacht von Sempach kritisiert und durch die Widersprüche in den verschiedenen Berichten darüber gezeigt, daß die Winkelried'sche That sammt dem modern klingenden Ruf: „Der Freiheit eine Gasse!“ ein später entstandener Mythos sein müsse. — Zwischen den Zeilen dieses Siehne'schen Aufsatzes steht geschrieben: Du sollst getheilt werden, wenn Du Dich nicht selbst dem freien und einigen Deutschland anschließen willst. — Das freie und einige Deutschland muß aber erst da sein. — Den Schweizern kann ein hartes Wort nicht schaden; sie verdienen es für den lächerlichen Hochmuth, mit dem sie oft die gemeinsame deutsche Nationalität zu verläugnen suchten. Und übrigens ist Kritik keine Feindschaft. Erinnern möchten wir nur, daß dieselben Miserabilitäten, welche Siehne der schweizerischen Geschichte vorwirft,

sich auch in anderen deutschen Geschichten finden, eben der Verwandtschaft wegen. Die Kritik würde am historischen Nimbus manches deutschen Staates flicken, wenn er nicht zum freien und einigen deutschen Bund gehörte.

— Während immer mehr historische Gestalten sich zur Mythe verwandeln, wollen die unsinnigsten modernen Fabeln Wahrheit werden. Die Dame mit dem Todtenkopf — die „Seeschlange“ der deutschen Journalistik — die das kritische Berliner Publicum alle Jahre einmal zum Aberglauben verleitet hat, soll nun wirklich geworden sein. Ein medicinisches Journal bringt einen Bericht darüber von Dieffenbach, welcher die Unglückliche unter den abenteuerlichsten Umständen kennen lernte und von ihr verfolgt wurde, bis er sie gründlich heilte; so gründlich, daß sie jetzt Bälle und Concerte ohne Schleier besucht. Die Gespensterromantik hat sich also in die Chirurgie geflüchtet, die Geister verwandeln sich in Skropheln und die erlösenden Ritter in geschickte Operateurs.

— Der französische Cultusminister Villemain ist vor lauter politischen Anstrengungen geisteskrank geworden. Er sprang im Delirium aus dem Fenster seines Hotels, wie die Zeitungen melden. In Deutschland kann dergleichen nur einem Dichter passiren; ein Minister braucht sich kein graues Haar wachsen zu lassen, er ist ja unverantwortlich. Sein König muß sein Sündenbock sein und kann es mit leichtem Humor, denn die Majestät ist wieder nur verantwortlich vor Gott.

— Die Akademie von St. Petersburg, die sich mit meteorologischen und atmosphärischen Forschungen viel beschäftigt, hat die Entdeckung gemacht, daß in Sibirien seit dem verhängnißvollen Jahre 1830 eine merkwürdige Veränderung eingetreten ist. Die Kälte ist fast in keinem Winter über 28 Grad gestiegen, das Quecksilber hat in Irkutsk zu gefrieren aufgehört, es wird mit jedem Jahre wärmer in Sibirien. Ja zuletzt wird es wahr werden, was Gretsch von einem Verbannten sagte, derselbe müsse zur Strafe dort die Blumen begießen. Der Himmel nämlich erbarmte sich der vielen patriotischen Märtyrer, die in der Eismüste schmachten seit 1830, und hat den Nordwinden befohlen, gelinder zu wehen. — Letzteres sagt aber nicht die Akademie von St. Petersburg; es ist nur eine fromme polnische Mythe.

---

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.